

Nr. 149. Bromberg, den 5. Juli. 1934

Der Weg ins Wunderbare.

Roman von **Horst Wolfram Geißler.**

(Carl Duncker, Berlin.)

(8. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Mit der Plötzlichkeit, die Sinklar in solchen Fällen schon an ihm gewohnt war, stand er auf und ging, ohne noch ein Wort zu sagen, zur Tür hinaus und die Treppe hinunter, vollkommen mit sich selber beschäftigt.

Sinklar leuchtete ihm. Dann sah er vom dunklen Fenster des Flurs, wie Hoffmann auf dem Gartenweg stehenblieb, und seine Haydn-Serenade zu Ende taktierte. Schließlich verbeugte er sich zum Fenster herauf, machte kehrt und hopste davon: mit seinen kurzen, wippenden Rockschößen, den weißen Gamaschen und dem Zylinder eine lächerlich rührende Erscheinung. Man sah und hörte nicht, wie er aus dem Garten kam — als wäre er fledermausgleich in die Dunkelheit getaucht ... Von der Stadt herüber schlug es ein Uhr.

*

Der sechzigste Geburtstag des Sanitätsrats blieb nicht ohne Folgen für Sinklar. Eine bestimmte Sorte von Mundelfinger Menschen machte plötzlich ihren Spaziergang die Moosleite entlang und sah über den Zaun. Man kannte sich ja nun, nicht wahr? Man hatte eine gewisse Berechtigung, seine Neugier zu befriedigen, die Berechtigung der Fliege, für die das Dasein eine Selbstverständlichkeit ist; man merkt sie erst, wenn sie schon in der Stube ist und summt und sich einem auf die Nase setzt.

Als erste kam die Familie Beutelmann, völkerwandernd. Sinklar fühlte sich sogleich entwaffnet und in einer unsichtbaren Wagenburg gefangen.

So, so? Hm, hm. Hier also habe Fräulein Schaller so viele Jahre lang gehaust? Ein romantischer, ja, gewissermaßen ein mysteriöser Ort. „Aber: De mortuis nil nisi bene!“ sagte der Schuldirektor und harfte in seinem Bart.

Sinklar, der in diesen Worten eine ihm freilich nicht verständliche, aber jedenfalls proletenhafte Anspielung witterte, entschloß sich sogleich, den Hauseingang bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen. Nicht über die Schwelle kam ihm diese widerliche Gesellschaft! Es gelang, wenn auch nach zähem Kampfe, und die Beutelratten zogen schließlich unverrichteter Sache ab.

Alle möglichen Leute — meistens waren sie allerdings unmöglich — suchten ihn heim. Nur eine kam nicht, die einzige, auf die er wirklich wartete: Isa Dobler. Manchmal begegnete er ihr in der Stadt; sie sprachen miteinander, aber er wagte nicht, sie um ihren Besuch zu bitten. Er wünschte ihn sehr, aber dann hatte er wieder Angst. Man war kein junger Mensch mehr, man war eigentlich schon ein alter Junggeselle, ein Hagestolz, der in seinem umfriedeten Besitz hauste — ein kleines, auf Einsamkeit gegründetes Dasein. Es war schon erregend genug, daß ein Mensch wie Isa Dobler am Rande dieses Daseins erschienen war, gewissermaßen bereit, mit ihrer selbstverständlichen, ruhigen Persönlichkeit den Zaun einzudrücken. Ließ sich dagegen gar nichts tun? Vielleicht. Aber Sinklar wollte eigentlich nicht. Mancher stille Abend, mancher Entschluß, die Lage nüchtern durchzudenken, war nötig, bis er den Mut aufbrachte, sich einzugestehen, daß er Isa im Grunde genommen liebte ... Halt, nein — oder doch: ja ... Das heißt: wenn man eine solche Art von Zuneigung wirklich Liebe nennen konnte ...

Die Jahreszeit war mehr für Melancholie geschaffen. Im Garten wurde es lichter; gelb gefleckte Ahornblätter trudelten sanft auf Weg und Rasen; bisweilen waren die weiten Mooswiesen morgens schon bereift. Es starb so langsam ... Und Isa kam nicht.

Aber Hoffmann tauchte eines Nachmittags auf, ganz feierlich; Sinklar merkte sofort, daß er etwas Besonderes hatte. Man redete einiges hin und her. Dann: „Morgen, Bester, ist für mich der bedeutsamste Tag des Jahres ...“

„Und weshalb?“

Der Alte schnupfte zeremoniös, gebrauchte umständlich und lange sein rotes Taschentuch, faltete es ebenso umständlich wieder zusammen und brachte es in die Rocktasche zurück. „Morgen mache ist meinen Ausflug.“

Sinklar lächelte.

„Ja, Sie möchten natürlich wissen, wohin? Nun, Sie sollen es wissen! Denn ich habe mich entschlossen, Sie mitzunehmen — vorausgesetzt, daß es Ihnen angenehm ist.“ Er sprach schnell weiter. „Ich mache diesen Ausflug jedes Jahr, am gleichen Tage; alle anderen Tage spare ich darauf, denn es kostet Geld. Man könnte ja auch mit der Eisenbahn hinüberfahren, aber das tue ich nicht. Denn erstens ist es ordinär, zweitens geht es viel zu schnell in Anbetracht des Preises, und drittens gab es damals auch keine Eisenbahn.“

„Wann?“

„Damals eben — als ich diesen Ausflug zum erstenmal machte. Es ist schon lange her ...“

„Wollen Sie mir nicht endlich verraten —?“

Hoffmann jedoch blieb geheimnisvoll und hartnäckig. „Aber tun Sie mit Sinklar! Sie werden es nicht bereuen!“

„Gut!“ sagte Sinklar wohlgelaunt; er war längst entschlossen, den Alten zu begleiten. „Sie müssen mir aber erlauben, daß ich mich an den Kosten beteilige.“

Der Alte widersprach heftig, ja, beinahe entsetzt. „Unter gar keinen Umständen! Lieber lass' ich Sie zu Hause! Das ist mein Ausflug, mein privates Eigentum! Verstehen Sie? Soll ich dreihundertvierundsechzig Tage gespart haben, damit mir zuletzt ein anderer das Vergnügen wegnimmt, mein sauer zusammengekratztes Geld auszugeben? Nichts da!“

„Also auch gut!“

„Ich werde morgen früh um acht Uhr hier vorfahren.“

„Was werden Sie?“

Hoffmann war ganz Grandseigneur. „Vorfahren! Ich werde Sie mit dem Wagen abholen; es ist ein Zweispänner. Sie brauchen nur einzusteigen. Aber ziehen Sie sich warm

an! Man friert um diese Jahreszeit leicht im offenen Wagen; überdies ist das Wetter unsicher."

Wahrhaftig: Am Morgen hielt ein Zweispänner vor Sinklars Garten; der Kutscher knallte mit der Peitsche. Der Herr Stadtorganist a. D. Hoffmann saß darin, klein und schwarz, den altmodischen Zylinder auf dem Kopf, eingewickelt in einen steifen Tuchmantel, der mehrere Schulterkragen hatte, und neben dem Kutscher stand eine alte Reisetasche mit den eingestickten Worten „Bon voyage". Alles sah aus, als habe sich ein phantastischer Märchenkäfer auf die Reise begeben.

Sinklar bekam eine dicke Wolldecke über die Knie; das Spritzleder wurde zugeknöpft.

Wollte man sagen, die Fahrt sei ins Blaue gegangen, so wäre das eine Lüge; denn sie ging ins Graue. Der Tag war grau, hellgrau; er war kühl und trocken, schweigend und herbstleer. Mundelfingen verkroch sich hinter Hügeln, über die frisch geackerte dunkle Feldstreifen schweiften; ein Krähenschwarm krächzte über den Wagen hinweg und hinterließ eine Spur von um so größerer Stille. Alsbald geriet die Straße zwischen Laubwälder, deren bunte Farben unter dem bleichen Himmel sehr schwermütig erschienen und die gleichsam unter unwillig gerunzelten Brauen stumm herüberblickten. Die Räder knirschten; die Pferde atmeten laut und schnaubten zuweilen.

Hoffmann, mit einer Kopfbewegung zu den Wäldern hin, sagte: „Sie mögen uns nicht, wir stören sie — sie wären gern unter sich. Hm . . . Haben Sie schon einmal darüber nachgedacht, warum in der Natur jedes Geschöpf es vorzieht, für sich allein zu sterben, während einzig der Mensch die bittere Pille in Gesellschaft zu schlucken wünscht?"

„Zählen Sie die Bäume so ohne weiteres zu den „Geschöpfen"?"

Der Alte sah in mitleidig an und verzichtete auf Antwort.

Sinklar, wieder einmal vor etwas Neuem, nahm sich vor, darüber nachzudenken; vermutlich hatte er da — in Hoffmanns Augen — etwas sehr Dummes gesagt. Und, um den Eindruck zu verwischen: „Übrigens ist das ja nur ein Schlaf . . . Im Frühjahr erwachen sie wieder!"

„Und wir?"

Darauf begannen auch sie, gründlich zu schweigen . . . Durch leblose Dörfer führte der Weg, über deren Zäunen noch große, samtdunkle Dahlien hingen. Manchmal in der grauen Weite pfiff ein Zug, manchmal fuhr ein Häherschrei mißlaunig durch den Tag.

Nach Stunden kam der Wagen auf eine Anhöhe und hielt. Sinklar sah ein freundliches Flußtal vor sich, in dem eine Stadt lag, ein wenig größer als Mundelfingen. Neben dem Wege war eine Bank unter einer einsamen Fichte.

Hoffmann arbeitete sich aus seinen Decken hervor; sie stiegen aus. „Hier pflege ich zu Mittag zu essen", sagte er. Der Kutscher trug die Reisetasche zur Bank.

Sinklar deutete zu der Stadt hinunter. „Was ist das?"

„Wertenberg — Residenz des früheren Herzogtums Wertenberg."

Sinklar erschrak fast; er wußte sofort, in welchem Zusammenhang er den Namen Wertenberg gehört hatte.

„Das Geschlecht der Herzöge von Wertenberg ist ausgestorben." Hoffmann knöpfte den Reisemantel auf und schlug die Hände unter die Achseln, er fror; zugleich machte er sich gewaltige Bewegung und hüpfte, klein und schwarz, vor der Bank herum.

„Haben wir noch lange zu fahren?"

„Wieso? Ach, nein: Wertenberg ist unser Ziel. Ein hübsches Städchen, wie? Helfen Sie mir, die Tasche aufmachen! Es sind nur ein paar Butterbrote, mein Lieber, und eine kalte Taube, und da ist eine Flasche Bordeaux — nicht vom schlechtesten, denk' ich. Man muß die Feste feiern, wie sie fallen! Wer weiß, ob ich diese Reise im nächsten Herbst noch machen kann?" Er wickelte Gläser aus und füllte sie. „Prosit! Was ziehen Sie für ein komisches Gesicht?"

„Ich dachte nur daran", sagte Sinklar, „daß ich zu Hause eine ganze Reihe französischer Bücher habe, in denen das Wappen der Herzöge von Wertenberg ist, und — —"

„Wundert Sie das? Ihre Tante wohnte doch in Wertenberg, ehe sie nach Mundelfingen kam. Sie war Wäschebeschließerin."

„Im Schloß?"

„Ja. Sehen Sie da unten das große Gebäude, das einen viereckigen Hof umschließt? Und der Turm daneben ist der Schloßturm! Jetzt sitzen da Verwaltungsbehörden, die schönsten Räume sind in ein Museum verwandelt worden. Der Turm ist sehr alt; er stammt von dem früheren Schloß, das im achtzehnten Jahrhundert abgebrannt ist. Das jetzige wurde Anno Mozart gebaut — reines Rokoko. Was halten Sie von dem Rotwein? Er tut einem wohl!" Hoffmann saß auf der Bank, knabberte an seiner Taubenhälfte und blickte, über seine beschäftigten Hände hinweg nach Wertenberg hinunter.

Sinklar war aufgeregter, als er zeigen wollte; er fror fast vor Aufregung. Das sonderbare Erlebnis mit dem Buch schien irgendwie vor einer Klärung zu stehen. Seine Nerven zitterten. Wurde der Alte denn niemals mit seinem Taubenknochen fertig?

„Sie sind nicht in der richtigen Stimmung", sagte Hoffmann unvermittelt. „Neugier ist hier nicht am Platze. Fühlen Sie doch diesen Tag: grau und voll von einer grenzenlosen Schwermut! Mit Neugier ist noch keiner durch die Schale hindurchgekommen, unter der das Leben seinen Sinn verbirgt. Sie haben noch viel zu lernen und zu vergessen, Sinklar!"

Endlich wurde die Bon-voyage-Tasche wieder geschlossen und auf dem Bock verstaut, die Decken wurden von den Pferden genommen; man stieg ein; der Wagen rollte langsam und bremsenknirschend bergab.

Wertenberg war kultivierter als Mundelfingen: man spürte höfischen Willen und eine glänzendere, lebhaftere Vergangenheit; heute freilich lag es nicht weniger verträumt in seinem Tal.

Sinklar hatte gedacht, daß der Wagen wohl vor dem Schloß halten würde; aber das geschah nicht. Sie fuhren durch die Stadt, kamen wieder zwischen Wiesen, dann neben einer langen Mauer hin, die von einer Einfahrt mit geschmiedetem Gitter unvermutet unterbrochen wurde. Hier, vor diesem verschnörkelten Tor, das die Aussicht auf einen Park öffnete, hielt der Wagen.

Durch die Nebenpforte betraten sie den Park. Breite, glatte Wege, auf denen Herbstlaub wie ein Teppich lag. Alleen uralter Bäume, gesäumt mit grauen Statuen griechischer Götter in muskulöser Barockhaltung und Üppigkeit. Rasenflächen; hier und dort das Becken eines gestorbenen Springbrunnens, mit schwarzem, kaltem Wasser gefüllt. Ein Rundtempelchen, an dessen Säulen welke Rosenranken hingen. So still!

„Da gehen wir nun —", murmelte Hoffmann. „Vor fünfzig Jahren gingen andere, vor hundert Jahren gingen andere hier. Vibrationen des Lebens — Erscheinungsformen des ewig Gleichen ... Trotzdem: Jeder behauptet sich selbst, solange es möglich ist, und nur selten dringt einer zu der Überlegenheit vor, sich als unwichtig zu erkennen . . . Sagen Sie, Herr Ingenieur — —" Er betonte das Wort recht sarkastisch. „Sagen Sie, Herr Ingenieur: Finden Sie das Leben eigentlich schön?" Sinklar dachte nach. „Ich finde es mehr beunruhigend als schön. Seit ich in Mundelfingen bin, macht mich alles stutzig, alles erschreckt mich, wird immer ungewöhnlicher, ja, unheimlicher — es bekommt Augen und blickt mich rätselhaft an . . . Und das Groteske ist, daß mir dies eben gerade in Mundelfingen begegnet, dem abseitigsten Orte der Welt!"

„Das ist gut!" sagte der Alte. „Das ist ausgezeichnet! Sobald der Mensch wieder lernt, sich zu wundern, sobald er fühlt, wie verschlossen und tief die Welt ist, bekommt das Dasein wieder einen Inhalt. Dachten Sie, der Weg ins Wunderbare müsse durchaus in Urwälder oder Himalajagletscher führen? Welch ein Irrtum! Ein Gänseblümchen ist Urwald genug . . . Man muß nur den Mut haben, sich vor ihm zu fürchten."

Sinklar schwieg und bewegte diese Worte in seinem Herzen.

Vor ihnen öffnete sich ein weites Parterre im französischen Stil: Reihen von Blumenbeeten, jetzt freilich verblüht; als Längsachse ein Kanal, auf dem ehemals wohl geschnäbelte Gondeln geschwommen waren und der auf ein entferntes Gartenschlößchen zulief.

(Fortsetzung folgt.)

Getreide.

Eine sommerliche Betrachtung von Dr. Herbert Böhme.

Das Höchste, was die Erde nennt,
die Traube ist es und die Ähre!

Wenn wir uns das ehrwürdige Alter des Ackerbaues vor Augen halten, wird uns klar, warum das Getreide zu allen Zeiten eine Verehrung genoß, die der einer Gottheit nahe kommt. Die Getreidearten sind der sinnfälligste Ausdruck für die ewig unzerstörbare Kraft der Allmutter Natur: Getreide bezeichnet das Getragene (gitragidi, getregede), das Erdezeugte. Und wahrlich, welches andere Geschenk der reichen Mutter Erde verdient mehr diesen Namen, diese königliche Auszeichnung?

In den ersten Zeiten des Menschendaseins streift der Jäger heimat- und obdachlos durch den unendlichen Urwald, das ruhende Wild beschleichend oder im Wettlauf das flüchtige erjagend. Es bedarf großer Erdstrecken, damit Hirsch und Wisent sich nähren können, in deren Fell der Mensch sich hüllt, deren Fleisch seinen Hunger stillt, aus deren Blut er neue Wildheit trinkt. Und später der Hirt. Wie ganz anders erscheint er! Sein Geschäft ist nicht mehr der Mord, er nährt, zähmt, erzieht das Tier. Aber er folgt noch mit dem beweglichen Zelt als Nomade der weidesuchenden Herde von Steppe zu Steppe, auch er ist noch ruhe- und heimatlos auf der Erde.

Erst wenn er den Jagdspeer und den Hirtenstab weggeworfen, wenn der Pflanzensegen der Erde seine irren Schritte hemmt und ihn die Kunst lehrt, säend und erntend mit unblutiger Hand sein Brot zu bauen, wenn er auf die großen Ordnungen der Natur ein stetiges Dasein gründet: Dann erst ist im Ackerbauer der Mensch zum Menschen geworden. Dann erst hat er einen ewigen Bund mit der Mutter Erde geschlossen. So ist der Getreidebau das älteste bodenständige Gewerbe.

Wir kennen Funde von Haus- und Dorfstätten, die mindestens bis in die Zeit um 3000 v. Chr. zurückreichen. Sie zeigen auch Spuren und Reste vom Ackerbau, d. h. vom Getreidebau und von der Viehzucht. So stellt eine Felsenzeichnung von Bohuslav in Schweden einen Pflüger aus der Bronzezeit (etwa 1000 v. Chr.) dar, und Ausgrabungen im Moore von Dostrup, Jütland, förderten einen hölzernen Lattenpflug, das ursprünglichste aller Pfluggeräte, zutage. Später erzählen uns dann römische und griechische Schriftsteller, wie Cäsar, Tacitus, Plinius, von dem landwirtschaftlichen Betrieb der Germanen. Während Tacitus alles einseitig mit den Augen des verwöhnten Römers sah, schöpfte Cäsar seine Beobachtungen aus eigener Anschauung; in seiner „Germania" lesen wir: „Das Getreide fordert der Germane dem Boden ab."

Nur der ackerbauende Mensch ist zum Herrn der Erde berufen, vor ihm verschwanden und werden noch verschwinden alle wilden Völker, wie dies ein Indianerhäuptling seinen Stammesgenossen mit treffenden Worten vorahnend vor Augen führte: Seht ihr nicht, daß die Weißen von Körnern, wir aber von Fleisch leben? Daß das Fleisch mehr als dreißig Monde braucht, um heranzuwachsen, und oft selten ist? Daß aber jedes jener wunderbaren Körner, die sie in die Erde streuen, ihnen hundertfältig wiederkehrt? Daß das Fleisch, wovon wir leben, vier Füße hat zur Flucht, wir aber nur deren zwei besitzen, es zu erjagen? Daß die Körner da, wo sie die weißen Männer hinsäen, bleiben und wachsen? Daß der Winter, für uns die Zeit mühsamer Jagden, ihnen die Zeit der Ruhe ist? Darum haben sie so viele Kinder und leben länger als wir . . ."

In den frühesten Zeiten, den Kindheitstagen der Menschheit, wurden Gerste, Weizen und Hirse angebaut, in Nord- und Mitteleuropa schon in der jüngeren Steinzeit. Hafer tritt später, in der Bronzezeit dazu, ebenso der Flachs. Roggen erscheint in Germaniens Gauen als das jüngste Getreide, er wurde wohl kaum vor der älteren Eisenzeit hier angebaut. Die Hirse, heute bei uns im Verschwinden begriffen und den meisten kaum mehr dem Namen nach bekannt, bildete schon von der Urzeit her ein wichtiges Volksnahrungsmittel. Die Gerste war das Hauptkorn der Germanen, namentlich der nordischen Stämme; sie wurde in der Urzeit in geröstetem oder in gekochtem Zustande genossen und später backte man aus ihr Brot. Die Urform des Weizens soll ein wildes Gras sein, das unter der Bezeichnung Aegilops an den Küsten des Mittelmeeres wächst. Unser deutsches Wort „Weizen" (gotisch hvaiteis) bezeichnet das weiße Korn im Gegensatz also zu einer schon vorhandenen Getreideart, die schwärzeres Mehl und Brot lieferte (Roggen oder Hafer). Am spätesten tritt der Roggen auf.

Wer hat nun zuerst dem ärmlichen Grashalme (denn alle Getreidearten gehören zu der großen Pflanzenfamilie der Gräser) das Geheimnis seiner Kräfte abgelauscht? Wer hat das erste Samenkorn gesät?

Eine Antwort auf diese überaus wichtige Frage ist noch nicht gefunden. Sie wird auch schwerlich jemals gefunden werden, denn die Anfänge des Ackerbaues liegen jenseits aller Geschichte. Mythen und Sagen verhüllen sie, frommen Sinnes darin übereinstimmend, daß sie das brotspendende Korn als eine unmittelbare Gabe des Himmels bezeichnen. Von ihm herab brachte es eine gütige Gottheit und lehrte mit eigenen Händen die Menschen Pflug und Sichel führen. Korn und Feuer schenkten die Himmlischen den Sterblichen, die Wohltat der Nahrung und der Wärme. So verehren selbst die wilden Odjibnaindianer den Mais als „die Beere des großen Geistes" und erzählen, es sei der erste Halmbüschel dieses Korns in Jünglingsgestalt aus den Wolken herniedergekommen. Und gleich bedeutungsvoll ist die mohammedanische Legende, nach der das Weizenkorn zugleich mit Adam aus dem himmlischen Paradiese zur Erde herniedersank, aber im Falle zu seiner jetzigen Kleinheit zusammenschrumpfte, damit der Mensch Mühe habe, es zu bauen.

Staunen ergreift uns angesichts der unzerstörbaren Lebensfähigkeit der Getreidepflanzen, denn von den Hochtälern des Himalaja und der Kordilleren, Tausende von Metern über dem Meere, bis zu den Eisfjorden Nordschwedens und den Schneefeldern von Jakutsk erstreckt sich ihr weltumspannender Bereich. Hier, in einer Breite von 62 Grad, wo die Erde mehrere hundert Meter tief gefroren ist und nur ein kurzer Sommer sie einige Zoll hinab auftaut, gedeihen noch Halmfrüchte in Menge.

So verleugnet sich nirgends der mütterliche Segen der Natur: Wo Reis und Mais nicht mehr gedeihen, da sprießt der Weizen, ihm gesellt sich der Roggen, um ihn in rauheren Strichen ganz zu ersetzen, bis endlich Gerste und Hafer an seine Stelle treten; und noch immer ist es dem Kulturtriebe des Menschen gelungen, die Grenzen mit versuchender Hand weiter hinauszuschieben.

„In den Teppich der Flur hat sie Demeter gewirkt . . ." Das Getreidefeld hat auch seine Poesie. Obzwar das einzelne Gewächs geruchlos ist, ob es keine farbige, üppige Blüte, kein schön geschwungenes Blatt zur Schau tragen kann, ob es nur einen dürftigen kahlen Halm und eine einfache Ähre sein eigen nennt: In das Kleid der Armut haben sich von jeher die Wohltäter der Menschheit geborgen!

Wenn in den langen Sommertagen die langen Kornwogen dunkellicht aufschlagen und die Hügel hinauf und hinab und weiter und immer weiter ziehen, die ganze Fläche jetzt violett, jetzt silbergrau schimmert, dann ahnen auch wir, gleich unseren Vorfahren, im Neigen und Beugen der Halme den Segensgang der befruchtenden Naturkraft. Dann mag auch immer Frô, der schützende Gott, auf seinem Eber durch die Fluren reiten und Gedeihen spenden oder Walpurgis, die heilige Ährenhüterin, die Saaten weihen.

Ein Gang durchs Kornfeld: Welch eine seltsame Poesie liegt darin! Was flüstern die schwankenden, wiegenden Halme? Was rauscht in diesem Raunen? Das schlichte Werkelkleid des Kornfeldes mit buntem Saume zu zieren, drängt sich die Kornblume herbei mit der Federkrone aus Himmelblau, kommt der lustige Rittersporn, die zierliche Ackerwinde, der wie Feuer glühende Mohn; an der Sonnenlohe selber hat er seine flatternden Blätter angezündet, und in diesem Brande eilt auch das Korn zu reifen.

Kleine Möwe fliegt nach Helgoland.

Skizze von Oskar R. Reiner.

Tack-tack-tack — so hämmern die stählernen Tasten der Schreibmaschine. Draußen ist es kühler geworden, aber drinnen im Bureau lastet noch die ganze Hitze der letzten Wochen. Da, was ist das? Tutta hebt den Kopf. Leise weht der Wind Fetzen einer Melodie durch das Fenster — irgend jemand muß einen Lautsprecher in Gang gesetzt haben.

„Kleine Möwe fliegt nach Helgoland . . ."

Tutta seufzt auf als sie die sentimentale Melodie hört. Diese verdammten Rundfunkschlager! Sie sind zwar süß — aber dieser hier reißt sie in etwas hinein, von dem sie augenblicklich nichts wissen will: Nämlich in Ferienstimmung!

Ach, du liebe Güte! Fräulein Schmidt, die rechte Hand des Chefs (25 Jahre im Betrieb, doppelt so hohes Gehalt wie Tutta, vier Wochen Ferien, ganz große Klasse, ahoi!) runzelt bereits die Stirn. Sollte sie entdeckt haben, daß Tutta von Ferien träumt? Um Himmelswillen, rasch weiterhämmern, tack-tack-tack, sonst meckert die Schmidt dem Chef die Ohren voll, und Tutta muß dann die Suppe auslöffeln. Überhaupt der Chef ... Der ist viel zu abgearbeitet. Der müßte selber mal Ferien machen, dann verschwindet auch die Nervosität. Tutta will es ihm beibringen (wenn er bei Laune ist).

Ein Sonnenstrahl fällt durch das Fenster Die kleine Stenotypistin seufzt zum zweiten Male. Aber sie seufzt wirklich, und nicht wie ihre Freundin Elli, die neulich von ihrem Bräutigam im Gartenlokal gefragt wurde: „Na, Elli, was seufzt du denn?", worauf sie selig erwiderte: „Ach, Edgar, am liebsten Helles!"

Ferien — 14 Tage Ferien in Sicht! Tutta ist selig bei diesem Gedanken. Sie flüstert es immer wieder ihrer Maschine ins Ohr: Ferien, Ferien, damit sie es auch glaubt. Laß doch mal sehen, wieviel Tage noch? Sechs! Nur noch sechs ganz kleine Tage (heute selbstverständlich nicht mitgerechnet), und dann verläßt Tutta das Bureau, verwandelt sich in ein Mädel mit einem unbändigen Riesenappetit auf das Leben da draußen.

Tutta sitzt in dem halbdurklen Kontor und reißt die Augen auf, die wie abwesend durch das große Fenster starren. So sachte wird die Schmidt mißtrauisch. An was denkt die da drüben eigentlich? Doch nicht etwa ...

14 Tage Ferien! Jeden Tag steht man auf — ganz früh übrigens, völlig freiwillig, um von ihm etwas zu haben — jeder Tag wird ein kleines Fest — manchmal auch ein großes (hoffentlich!) — und wenn man abends ins Bettchen kriecht, gibt's nur eine Sorge: Jetzt ist wieder ein Tag weniger!

Ja, wohin könnte man denn fahren? Vielleicht mal wieder in den Harz? Oder nach Thüringen? Ach, dazu hat Tutta in diesem Jahre keine Lust. Es soll mal etwas ganz anders sein als die Berge — mal See, Strandpromenade, Musik, Brillantfeuerwerk und so.

Ja, kleine Möwe, du hast es gut! Fliegst nach Helgoland und brauchst kein Fahrgeld zu blechen. Aber mit Tutta liegt die Sache anders. Wollen man scharf nachrechnen. Wie wär's mit 'ner Sommerurlaubskarte? Dann ließe sich der Laden schon schmeißen. Ah, Helgoland, entzückende Insel in der Nordsee! Am Tage bestrahlt die warme Sonne die gelbe Düne gegenüber, abends kreist der schneeweiße Scheinwerferkegel um die Insel und streicht weit hinaus bis in die ferne, dunkle See. Silbernes Frauenlachen steigt auf, Musikfetzen wehen über das Unterland, die Läden in der Kaiserstraße haben bis abends gegen elf offen, und Kognak, Whisky, Gin und Champagner gibt's zollfrei. Ein paradiesisches Leben!

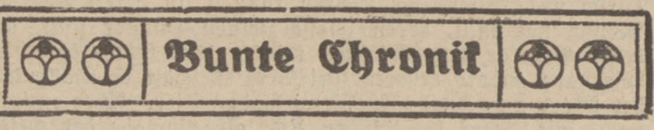
Tutta seufzt auf. Zum dritten Male. Ja, ja, das kennt sie nun schon. Was kommt in Wirklichkeit dabei heraus? Der übliche Spritzer nach Steinhude (Inserat in der Zeitung: „Ausgezeichnete Pension, Zugang zu Meer und Strand, prima Verpflegung und Bedienung"), und das übrige kennt man ja. Abends geht man dann in einen glasüberdachten Pavillon, und die dreiköpfige Kapelle verbiegt den Schlager in die Worte „Kleine Möwe fliegt zum Wilhelmstein ..." — Ja, der Wilhelmstein, das ist auch eine Insel, liegt auch im Meere, ist auch nur per Dampfer zu erreichen — — aber wo bleiben da die kühnen Träume, kleine Tutta?

Ja, und wenn es dann regnet, Bindfaden gießt, dann hockt man im Gasthof und starrt trübselig durch die blinden Scheiben. Von draußen hört man dann dieselbe Kapelle singen: „Und will ich im Leben ein Mädchen mal frei'n dann muß es in Steinhude gewesen sein ..." Na, Tuttas Freundin Margret ist noch niemals dort gewesen und hat doch einen Mann gekriegt — aber so!!! Nein, nein, Tutta hat nichts übrig für solche Ferien. Liebe, kleine Möwe, kannst du mich nicht mit nach Helgoland nehmen? Zum Wilhelmstein fahr' ich doch so wie so jeden zweiten Sonnabend, wenn der Berthold von der Reichswehr freien Ausgang hat. Aber die kleine Möwe fliegt weiter und hört nicht, was Tutta da drüben seufzt.

Wild hämmert wieder die Maschine. Nein, man soll keinen Vorschuß auf Sommerferienfreude nehmen. Das führt zu nichts. Zehn Minuten denkt Tutta das. Macht ein finsteres Gesicht. Die Schmidt freut sich wieder. Warum auch nicht? Sie freut sich immer, wenn Tutta trübsinnig ist, und wird selber trübsinnig, wenn es in Tuttas Augen blitzt und lockt. Ja, so ist das Leben. Überhaupt, wenn alles schief geht, muß Tutta ihre Ferien bei Tante Alwine verleben. Im Schrebergarten. Gleich bei Linie 21. Na, Schwamm drüber. Es hat ja alles keinen Zweck.

Eine Viertelstunde später glaubt die Schmidt, sie rühre der Schlag. Nanu, was ist denn das? Die da drüben strahlt ja schon wieder! Kunststück, Tutta kann auch strahlen, denn sie hat inzwischen sich selbst wiedergefunden. Sie zeigt ihre schneeweißen Zähnchen beim Lachen und weiß, daß ja alles Quatsch war, was sie so böse vorhin träumte. Ihre 14 Tage Ferien werden doch jenes entzückende Abenteuer werden, das sie sich schon immer ersehnte.

Kleine Tutta fährt wirklich nach Helgoland, immer der Möwe nach ...



Flohpulver statt Gesichtspuder.

In einer Pariser Drogerie kaufte eine junge Dame eine Schachtel losen Gesichtspuder. Als sie den Puder zu Haus benutzen wollte, stellte sie zu ihrem Schrecken fest, daß das hellrosa Pulver unangenehme Entzündungen und rote Flecke auf ihrer Haut hervorrief. Entrüstet ging sie mit der Schachtel zum Drogisten zurück, und dieser meinte, nachdem er einen Blick auf das Pulver geworfen hatte, mit schönem Gleichmut: „Ja, da muß ich mich wohl geirrt haben. Das ist nicht Gesichtspuder, sondern Flohpulver!" Die Dame fiel beinahe in Ohnmacht. Nachdem sie sich etwas erholt hatte, lief sie wutentbrannt zum Gericht und verklagte den Drogisten auf Schadenersatz. Der Mann ließ sich aber nicht aus der Ruhe bringen. „Die roten Flecke auf der Haut der Dame können unmöglich von meinem Flohpulver herrühren", dozierte er, „dieses Präparat besitzt ja im Gegenteil die Eigenschaft, bei Hunden die durch Kratzen und Scheuern entzündete Haut zum Heilen zu bringen. Im übrigen ist mein Flohpulver das beste, was es auf diesem Gebiete gibt, und kann folglich auch zarten Frauengesichtern nicht schaden!" Nach dieser Verteidigungsrede für das geschmähte Flohpulver erklärte der Drogist energisch, zu keiner Schadenersatzleistung verpflichtet zu sein. Das Gericht war allerdings nicht ganz seiner Meinung, sondern verurteilte ihn zur Zahlung einer erheblichen Geldsumme.

Der vergeßliche Professor.

Der 30jährige Physik-Professor Olivieri an der Universität in Rom bestellte eines Tages nach dem Abendbrot für seine Assistentin, mit der er verlobt war, einen Wagen zu einer Spazierfahrt in die römische Campagna. Trotz der Gegenwart der geliebten Braut gingen dem Professor fortwährend Fachinteressen und Fachideen durch den Kopf. Als der Wagen sich der Via Appia näherte, deckte der aufmerksame Professor seiner Braut fürsorglich im Auto die Decke über die Füße und sagte ihr, er möchte sich ein paar Augenblicke im Freien ergehen. Aber der Augenblick verlängerte sich sehr. Das Paar war kurz nach dem Abendbrot weggefahren und die Dunkelheit nahm erheblich zu. Es verging eine Stunde nach der anderen und der zärtliche Bräutigam ließ nichts von sich hören. Die verlassene Braut wurde immer verzagter, und als zufällig ein Polizist vorbeikam, erzählte sie ihm unter Tränen, wie sie hier versetzt worden sei. Sie selbst könnte das Auto nicht lenken und so wisse sie nicht, was sie machen solle. Der Polizeibeamte hatte ein Einsehen, setzte sich an den Führersitz und brachte die Dame nach Hause. Und dann fuhr er zur Wohnung des Professors. Er fand ihn im Bette ruhig schlafend. Fräulein Philippi? fragte er. Ach richtig, die habe ich ja ganz vergessen. In Gedanken ging ich weg und kam allmählich nach Hause und legte mich schlafen. Tut mir wirklich sehr leid ...

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.